

FABIAN EDER

DAS GESICHT DER  
ANDEREN

ROMAN

braumüller

*And mother feels so shocked,  
father's world is rocked,  
and their thoughts turn to their own little girl.  
Sweet 16 ain't that peachy keen,  
no, it ain't so neat to admit defeat.  
They can see no reasons, 'cause there are  
no reasons, what reasons do you need?*

*All the playing's stopped in the playground now.  
She wants to play with her toys a while.  
And school's out early and soon we'll be learning  
and the lesson today is how to die.*

*Tell me why?*

*– I don't like Mondays. I want to  
shoot the whole day down.*

Bob Geldof, 1979

Die frische Luft strich über die Haut ihres Gesichtes. Die ersten Minuten, solange es noch stockdunkel war, ging sie, ehe sie mit dem nahenden Tageslicht zu laufen begann. Mit jedem Atemzug sog sie die Natur tiefer in sich auf und genoss das Gefühl, der Welt so gegenübertreten zu können, wie sie war. Und dennoch musste sie immer vor ihrem größten Feind auf der Hut sein: dem Menschen.

Vor zwei Jahren hatte sie angefangen, jeden Morgen zu joggen. Ihr Körper hatte das nicht nötig, sie war jung und in hervorragender Verfassung, keine Falte trübte die Makellosigkeit ihrer Haut. Ihre Seele und ihr Geist waren jedoch süchtig nach dieser knappen Stunde, in der sie diesem Körper ungehindert freien Lauf lassen konnte. Sie passte täglich ihre Weckzeit in Minutenschritten dem Aufgehen der Sonne an und verließ das Schloss immer kurz vor der Dämmerung. Dadurch war ihr nicht nur der stete Wechsel der Jahreszeiten nahe, die Zeit selbst war ihr gegenwärtig. Sie spürte die

Veränderung, indem sie diese akribisch beobachtete. Nur während ihrer regelmäßig wiederkehrenden Krankenhausaufenthalte unterbrach sie dieses Ritual, sonst duldet sie sich selbst gegenüber keine Entschuldigung, nicht einmal, als vor zwei Jahren der große Schnee über Nacht gekommen war oder im vergangenen Sommer der nicht enden wollende Regen aus dem Osten die Flüsse aus den Ufern getrieben hatte. Selbst der eiskalte Nordwind, welcher im Spätherbst Hügel und Wälder reinigte und der die Menschen so eigentümlich machte, vermochte sie nicht davon abzuhalten.

Nun war aber Frühling, und dieser Tag begann mit einer Mischung aus kühler Feuchtigkeit, die aus den Senken aufstieg, warmer, trockener Luft, welche von den Äckern herüberwehte, und diesem ohrenbetäubenden Geschrei der Vögel. Margarete hatte die Kuppe eines Hügels erreicht, blieb kurz stehen und fixierte jenen Punkt am Horizont, an dem in wenigen Minuten die Sonne aufgehen würde. Sie dankte Gott für diesen Tag. Hätte sie lachen können, sie hätte über sich selbst gelacht. Wie dumm sie sich manchmal fand, wie jung noch immer, trotz allem, was sie schon erlebt hatte, wie ihr die Hormone, der Gesang der Vögel oder ein nahender

Sonnenaufgang einen so kindischen Gedanken entlocken konnten: Gott, und das war für sie keine Frage des Glaubens, gab es keinen. Woher die reflexartige Ehrfurcht, die eingelernte Demut und die automatisierte Dankbarkeit kamen, wusste sie, und ihr Verstand wehrte sich dagegen. Aber es blieb immer ein Zweifel und mit diesem Angst. Was, wenn es doch einen Gott gab? Was, wenn das, was ihr geschehen war, eine gerechte Strafe war? Bloß: wofür? Und was, wenn das Überleben selbst die Strafe war? Und wieder: wofür? Und wenn es keinen Gott gab – oder wie immer man das oder den oder die nennen mochte: War es dann Zufall gewesen, Bestimmung, Schicksal? Oder planlose Willkür? Am Ende nur Pech?

Diese Gedanken folgten ihr, als sie den Hügel hinunter in den kleinen Wald lief, der in der Senke lag. Sie verbat sich, diesen weiter nachzugehen, sie würden sich im Kreis drehen und sie in einem Sog nach unten ziehen. Das ließ sie nicht zu. Sie nahm bergab Tempo auf und rannte nun mit hoher Geschwindigkeit. Das war in dem Wald mit seinem Unterholz nicht ungefährlich und auch entlang des Baches musste sie sich ganz aufs Laufen konzentrieren, um nicht zu stürzen. Ihre Reaktionen waren

schnell, sie war durchtrainiert und so konnte sie das Tempo selbst hier im zwar flachen, aber unwegsamen Gelände nochmals deutlich erhöhen. Das tat gut. Sie passierte den Weiher und folgte dem Bach. Die Lungen pumpen jetzt den frischen Sauerstoff durch die Blutbahn in ihr Gehirn. Glücksgefühle stiegen in ihr auf, je schneller sie lief. Die Äste flogen knapp an ihrem Gesicht vorbei, geschickt wich sie ihnen aus, drehte den Körper zwischen den Bäumen und jeder Tritt, so schnell er auch getan wurde, fand sicheren Halt und sie stieß sich jedes Mal noch fester ab, um noch schneller zu werden. Die Möglichkeit eines Sturzes existierte in ihren Gedanken nicht. Sie begann zu schwitzen und der Schweiß machte die nahezu leblose Haut ihres Gesichts für die vorbeiströmende Luft empfindlich. Hätte sie schreien können, sie hätte geschrien vor Glück, aber sie konnte nicht mehr schreien, und so sehr ihr die Ärzte auch immer wieder Hoffnung machten, wusste sie, dass sie es nie wieder können würde. Das war gewiss.

Jetzt strauchelte sie, schlug mit der rechten Schulter an einen Baum, fiel über eine Wurzel und landete im feuchten Farn. Sie rang nach Luft. Sie hatte ihrem Körper alles und mehr abverlangt und

dennoch war sie zu langsam gewesen. Sie brauchte einige Momente, bis sich die Atmung durch scheinbar endlos tiefe Luftzüge wieder verlangsamte. Die Schulter schmerzte, ihre Jogginghose war schmutzig und feucht. Sie stand auf und ging auf die Lichtung zu, die bereits hinter den Bäumen zu erkennen war. Sie würde ein paar Schritte gehen müssen, ehe sie wieder laufen könnte. Sie blickte zum Himmel, die Sonne war schon hinter dem Hügel zum Vorschein gekommen, nur hier in der Senke lag noch der schattenlose Morgen.

Ehe sie auf die Lichtung trat, suchte ihr Blick deren Ränder ab. Nichts deutete auf die Anwesenheit von Menschen hin und auch der Hochstand, der die Lichtung von der gegenüberliegenden Seite aus überwachte, hatte bloß ein großes schwarzes Auge. Sie zögerte. Das Misstrauen gegenüber ihrer Umgebung und der Zeit, in der sie sich zu befinden glaubte, führte sie zu den Gedanken zurück, die sie vor wenigen Augenblicken zu Fall gebracht hatten. Sie wehrte sich, wollte dem Verstand folgen, wie es ihr Vater immer wieder verlangt hatte, und nicht dem Instinkt. Doch Gewissheit oder gar Sicherheit stellten sich trotzdem nicht ein. Sie kämpfte noch stärker dagegen an: Diesmal wollte sie mit dem

Zweifeln gar nicht erst anfangen. Wozu die Angst? Es gab keinen Grund. Sie betrat die Lichtung.

Der Instinkt hatte geahnt, was die Augen nicht hatten sehen können: Zwei Gestalten saßen reglos im Dunkel des Hochstandes. Peter Schmiedhahn hatte sein Gewehr noch nicht angelegt, dennoch wagte es sein Sohn, der neben ihm saß, schon jetzt sich nicht zu rühren, er spürte enormen Harndrang und versuchte diesen mit aller Kraft zu kontrollieren. Die Feuchtigkeit des Holzsitzes hatte längst die Barriere seiner Hose überwunden. Und nun betrat auch noch diese seltsame Frau die Lichtung und sah sich immer wieder um, ängstlich, wie ihm schien. Wovor sie wohl Angst hatte? Fürchtete sie eine Strafe, und wenn dem so war, was hatte sie angestellt? Mit halb offenem Mund suchte er die Augen des Vaters. Mit allem hatte er gerechnet, einer Wildsau, einem Reh oder sonst einem Tier – aber nicht damit! Er fand den Blick des Vaters nur von der Seite. Dieser saugte seine Wangen an die Zähne. Der Sohn konnte nicht deuten, was der Vater dachte. Jetzt nahm dieser ganz langsam und lautlos sein Gewehr, das „Luchs“, von den Knien. Der Sohn hörte auf zu atmen und beobachtete, wie der Vater die Zieloptik justierte. Der Lauf, das konnte der Sechsjährige zweifelsfrei er-

kennen, zielte eindeutig auf die Gestalt. Peter hatte sie nun im Fadenkreuz, zigfach vergrößert, er kniff die Augen zusammen, um noch besser zu sehen. So kannte er es aus Filmen. Dann drehte sich Margarete und durch die Vergrößerung dieses außergewöhnlich genauen Fernrohres, das in erster Linie der raschen Tötung dienen sollte, konnte er ihr Gesicht sehen. In diesem Augenblick erstarrte Margarete. Ihre jähe Aufmerksamkeit richtete sich aber nicht auf den Hochstand. Peter schwenkte das Gewehr mitsamt dem Zielfernrohr: Keine zwanzig Meter von Margarete entfernt stand der riesige Hirsch, von dem er seinem Sohn schon so viel erzählt hatte.

Das Tier sah Margarete geradewegs in ein Auge und legte dabei den Kopf ein wenig zur Seite. Vorsichtig näherte sie sich ihm einen Schritt und noch behutsamer einen weiteren. Der Hirsch verharrte, Margarete war berührt, es war das erste Mal seit Langem, dass sie einem Lebewesen begegnete, das bei ihrem Anblick nicht davonlief und mehr noch: Das Tier schien sie mit seinem Blick zu berühren, was einer Liebkosung glich. Sie hatte das Gefühl, weinen zu müssen vor Glück, aber auch das Weinen war ihr wie das Schreien versagt.

Mit der nassen Wärme überkamen den Sohn des

Jägers die Scham und das Bewusstsein, versagt zu haben. Die Kugel aber durchschlug den Kopf des Tieres, und selbst als die Masse aus Blut und Gehirn zusammen mit dem verformten Rest des Geschosses auf der anderen Seite aus dem Schädel trat, schien der Hirsch Margarete weiterhin anzublicken mit allem, was er an Trost, Zärtlichkeit und Ewigkeit besaß: Die Schallwelle holte sie zurück in die Geschwindigkeit der Realität und mit dem Knall kehrte für einige Augenblicke leblose Ruhe in den Wald. Der Körper des Tieres sackte zu Boden. Beim Versuch vor Entsetzen zu schreien, stieß Margarete verzweifelnde Laute aus, die den Rufen eines Raubvogels gleichen, nichts aber mit menschlicher Artikulation zu tun hatten. Der Sohn konnte nicht fassen, was er da hörte, und Peter schwenkte, ohne das Luchs nach dem Schuss abzusetzen, sein Zielfernrohr zurück auf Margarete, deren Abartigkeit in ihm Aggressionen hervorrief, welche sich seiner Kontrolle zu entziehen drohten. Der Sohn spürte den nahenden Entschluss des Vaters. Seine Kehle zog sich zusammen und der kleine Peter drohte zu ersticken: so viel Angst. Der Sohn holte den Vater zurück in seine Zeit, indem er die letzte Luft aus den Lungen presste und damit ein weiteres Unrecht verhinderte.

Margarete blickte panisch krächzend hinüber zum Hochstand, ging in die Knie, berührte mit den Fingerspitzen den Boden, nun sah sie wirklich aus wie ein Tier, suchte geduckt Schutz vor den Blicken der anderen, vielleicht waren ja noch mehr im Wald versteckt. Sie musste weg von hier. Zu hell, zu öffentlich war dieser Ort in den letzten Sekunden geworden, und sie ließ ihre Haare wie ein Visier ins Gesicht fallen, ergriff die Flucht, rannte vorbei am toten Tier und diesmal würde sie kein Gedanke einholen können.

Der kleine Peter begann wieder nach Luft zu schnappen. Der Vater nahm das Gewehr aus dem Anschlag, und als er die nasse Hose seines Sohns entdeckte, sagte er liebevoll: „Du brauchst doch keine Angst zu haben, wenn ich bei dir bin, was glaubst du denn?“, als würde seine Liebe zur Entschuldigung taugen. Dennoch hatte den Sohn das ursächliche, instinktive Misstrauen gegenüber dem Vater erreicht und dieses würde ihn sein Leben lang nicht mehr loslassen. Dann stiegen sie hinunter und gingen zu dem Kadaver. Der große Peter erklärte seinem Sohn die Notwendigkeit der Jagd. Über die Frau sprachen sie nicht.

Anna, die Winter wie Sommer bei offenem Fenster schlief, war an diesem Morgen durch den Lärm der Vögel geweckt worden. Sie hatte gesehen, wie Margarete das Schloss verlassen hatte, und nun beobachtete sie, wie sie heimkehrte. Ihre Augen waren schon schlecht und sie wollte sich nicht von der Ahnung, dass vielleicht etwas Schlimmes geschehen sein könnte, irreleiten lassen. Sie hielt inne und rief Margarete nicht zu sich. Als sie die schwere Tür zufallen gehört hatte, verließ sie die Küche und stieg die schmale Treppe aus dem Souterrain hinauf. Sie ging durch die große Eingangshalle mit dem kalten Steinboden, durchquerte erst das Arbeitszimmer, dann die Bibliothek, beides getäfelte Räume mit der Würde und dem Geruch von Jahrhunderten, öffnete in jedem Raum ein Fenster und kam schließlich in den Salon. Es wurde ihr seltsam zumute. Das geschah in letzter Zeit öfter, sie fasste sich an die linke Seite und nahm auf dem Klavierhocker Platz. Als der Schwindel und die momentane Übelkeit nachließen, hob sie den Blick: der weitläufige Salon mit dem Flügel, die Bänke und Stühle, die Luster und Lampen, der Stuck an den Decken, die üppigen Gemälde und die Teppiche – all das war Bestandteil ihres Lebens und Wehmut überkam sie,

die sie nur zuließ, weil sie allein war. Als sie vor fast sechzig Jahren in dieses Haus gekommen war, war sie nur eine von vielen Bediensteten gewesen, heute war sie die einzige. Gelobt war sie von der alten Frau Boll nie geworden, und sie hatte am Anfang ihrer Dienstzeit nicht nur einmal darüber nachgedacht, die Stelle wieder zu verlassen. Erst als Margaretes Mutter Agnes nach der Heirat mit Josef Boll, dem Sohn der Alten, ins Haus gekommen war, begannen sich die Dinge zu verändern. Nach und nach und nicht ohne Streit hatte Agnes das Kommando übernommen und Wärme in das Haus gebracht. Anna erinnerte sich an den Geruch der feinen Dame. Sie hatte sich in dem Augenblick, als sie diesen das erste Mal wahrgenommen hatte, unbewusst für die bedingungslose Gefolgschaft entschieden. In dem Maße, wie sie sich vor der neuen Frau Boll verbeugt hatte, hatte diese sich niedergekniet, ihre Hand genommen und von gleicher Höhe in ihre Augen geblickt. Damit war eine Verbundenheit geschaffen, die nicht mehr zu trennen war. Wie für die Mutter hätte Anna ohne zu zögern und zu jeder Zeit ihr Leben auch für das von Margarete gegeben.

Sie stützte sich auf den Flügel, als sie aufstand, und strich den Rock gerade. Es war ein kleines

Schloss, aber trotzdem ein Schloss und daher viel zu groß für zwei Menschen. Dieses Gemäuer brauchte Leben! Frische Luft!, dachte sie und öffnete die großen Glastüren, durch die man vom Salon aus über eine Terrasse in den Park gelangte. Aber anstatt ins Freie führten sie diese Türen geradewegs zurück zu jenem Tag vor vier Jahren, an welchem sich alles so schlagartig verändert hatte.

Josef Boll und seine Frau Agnes hatten keinen Zweifel an der Wichtigkeit des Ereignisses gelassen. Sorgfältig ausgewählte Gäste waren gekommen, um die neueste Errungenschaft der Boll-Werke vorgeführt zu bekommen, die „Boll-Chamäleon“, die der Familie, dem Unternehmen und der ganzen Region eine glückliche Zukunft bescheren sollte. Anna hatte in den vielen Jahrzehnten schon einige solcher Veranstaltungen miterlebt. Jedes Mal war sie beeindruckt von der Eleganz der Menschen und der Schönheit der fremden und fremdartigen Gesichter gewesen. Die Worte und Sätze der verschiedenen Sprachen hatten sich zu einem virtuosen Klangbild geformt, dem sie stundenlang hätte lauschen können, obwohl sie keine andere Sprache als die eigene kannte. Auf der Terrasse war ein großes

Buffet aufgebaut gewesen mit den feinsten Köstlichkeiten aus aller Herren Länder, Champagnerflaschen waren in großen Silberschalen gelegen, welche bis oben hin mit Eis gefüllt waren, und die Gäste waren um weiß gedeckte Stehtische gestanden, alles war weiß gewesen. Die Herren hatten untereinander gefachsimpelt, manche mit sparsamen, andere mit großen Gesten, oder die Damen mit Anekdoten unterhalten, die zum ersten Mal in diesem Jahr Sommerkleider getragen und bereitwillig gelacht hatten.

Zuerst hatte niemand etwas bemerkt, denn das Unglück war lautlos und ohne Vorwarnung gekommen. Margarete war ausgestreckt neben der Rotbuche in der Wiese gelegen, der rechte Arm abgewinkelt, der linke gestreckt bis in die Fingerspitzen, die Füße nach innen gedreht. Ihr makelloser, junger Körper hatte sich durch den dünnen Stoff des kurzen Kleides abgezeichnet: die unbefleckte Reinheit eines siebzehnjährigen Mädchens, dessen Anwesenheit, wo immer es auch gewesen war, die Welt ein Stück besser gemacht hatte. War sie in einen Raum gekommen, hatte jeder Streit geendet. Diejenigen, die schlechte Gedanken gehabt hatten, hatten bei ihrem Anblick demütig den Kopf gesenkt und sie

hatte ihnen mit einem Lächeln vergeben. Niemand hatte sich ihrer Schönheit entziehen können und Eifersucht hatte aufgehört zu existieren. Ihre dunkelblonden Haare waren wie ein Fächer im Gras gelegen, als hätte sie jemand sorgfältig so angeordnet.

Sie war auf den Rücken gefallen. Als die Gäste sie so entdeckt hatten, erst wenige, dann immer mehr, hatten sich die meisten abgewandt, schockiert, angeekelt oder weil sie den Anblick einfach nicht ertragen konnten. Nahezu lautlos hatten sie die Luft aus der Lunge gepresst, spastisch, unfähig einzuatmen, spitze Schreie waren nicht zu hören gewesen. Es hatte lange gedauert, bis jemand nach einem Arzt gerufen hatte, und tatsächlich war einer am Buffet gestanden. Dort hatte man noch nicht begriffen, was passiert war, abgesehen von Agnes, die den Teller hatte fallen lassen, ehe sie losgelaufen war. Dabei hatte sie verzweifelte, undefinierbare Laute ausgestoßen, wie sie keiner der Anwesenden jemals zuvor gehört hatte. Sie war gelaufen, als hätte es die Zeit zu überholen gegolten. Mit den nach vorne gestreckten Armen hatte sie die Gruppe derer geteilt, die um ihre Tochter herumgestanden waren, und war auf die Knie gefallen, sie hatte ihr Kind umarmen wollen, doch der Anblick hatte dies nicht

zugelassen und ihre Urschreie waren zu unwürdigem Gestammel verkommen. Auch der Arzt, der der Mutter gefolgt war, hatte so etwas noch nicht gesehen und verzweifelt nach seiner Professionalität gesucht, indem er zuerst sein Sakko abgestreift und die Manschetten der Hemdsärmel geöffnet hatte. Dann hatte er unbeholfen mit einer Hand auf Margaretes Körper getatscht. Mit der anderen hatte er bereits telefoniert.

Die Frau, die in der Leitstelle der Rettung Dienst hatte, hatte nicht sehen können, was geschehen war. Immer wieder hatte sie die Taste an ihrem Mikrofon gedrückt und den Arzt durchs Telefon angeschrien, ihn gezwungen, ihr Schritt für Schritt Bericht zu erstatten. – „Mein Name? – Dr. Steinberg! – Schloss Wasserbrunn, Schlosspark. – Schussverletzung. – Das Opfer ist eine junge Frau. – Ja, ich bin Arzt! – Puls: ganz schwach – Atmung?“ er hatte hilflos aufgeblickt und in den umstehenden Gesichtern war eine gewisse Neugierde zu erkennen gewesen, wie er diese Frage wohl beantworten würde, „Atmung kann ich nicht feststellen! – Beatmen ist nicht möglich. – Warum?!“, ihm entkam ein kurzer, hysterischer und völlig unangebrachter Lacher – „das Gesicht ... kein Mund ... keine Nase ... – der Schuss hat ihr Gesicht getroffen.“

Dabei war alles ganz banal gewesen. Das neuartige Projektil hatte sich von schräg vorne und in einem Winkel von neun Grad von unten kommend durch Margaretes Kiefer- und Backenknochen geschraubt. Die einzigartige Kunststofflegierung hatte sich dabei die Eigenrotation des Geschosses zunutze gemacht, um sich in unzählige, winzig kleine, schrapnellartige Teilchen mit rasierklingenscharfen Kanten vom Trägergeschoss schichtweise zu lösen. Bemerkenswert war, dass die Kugel im Flug fast keine Deformation aufgrund des Luftwiderstands erfahren hatte. Erst beim Aufprall hatte sich die Patrone verformt und diese Verformung hatte die Schichten der Ummantelung förmlich abgesprengt. Die Rotation der Kugel hatte bewirkt, dass die von hinten kommenden Teilchen wesentlich schneller waren als die der ersten Lage, welche bereits damit begonnen hatten, sich durch das Zielobjekt zu fressen. Die verschiedenen Geschwindigkeiten hatten die Partikel der einzelnen Lagen nicht nur auf den Zielgegenstand, sondern auch aufeinanderprallen lassen, wodurch sie in alle möglichen Richtungen abgelenkt und in wiederum unterschiedliche Rotationen versetzt worden waren. Dadurch war ein glatter Durchschuss verhindert

und damit die Überlebenschance stark verringert worden. Das Geschoss hatte sich auf breiter Front durch sein Ziel gebohrt und die kleinen Schrapnelle jeden Widerstand zu Pulver zermahlen.

Um dieses Projektil überhaupt abfeuern zu können, war es unumgänglich gewesen, eigens dafür eine Faustfeuerwaffe aus modernsten Verbundwerkstoffen zu entwerfen. Die Vorgaben hatten die Ingenieure zur Höchstleistung getrieben und das Ergebnis war in vielerlei Hinsicht vollkommen neu und einzigartig gewesen. Die Waffe war zur Gänze metallfrei, extrem leicht, funktionierte absolut zuverlässig unter allen Bedingungen, selbst dort, wo sich Menschen nur noch in Schutzanzügen aufhalten konnten. Da sie sich allen Gegebenheiten anpasste und obendrein mit herkömmlichen Mitteln nur sehr schwer zu orten war, hatte sich Josef Boll für den Namen „Chamäleon“ entschieden. Die „Boll-BL-CI-Chamäleon“ war wartungsfrei und verfügte über eine elektronische Zieleinrichtung, die Treffsicherheit auf Entfernungen garantierte, die jene von herkömmlichen Präzisionswaffen völlig in den Schatten stellte. Das Abfeuern der Waffe geschah so leise, dass der Schütze keinen eigenen Schalldämpfer benötigte, wollte er

ungehört vorgehen. Schon allein das Gerücht, dass die renommierte Waffenschmiede an einer neuen Wunderwaffe arbeiten würde, hatte die Fantasie institutioneller Anleger beflügelt. Als aber tags zuvor durchgesickert war, dass die neue Waffe nun erstmals intern und wenn auch nur inoffiziell vorgestellt werden sollte, war es der Aktienkurs der Boll-Werke gewesen, der sich zu einem in den Himmel stürmenden Geschoss verformt hatte.

Josef Boll war keine zwanzig Meter von Margarete entfernt gestanden. Als er endlich begriffen hatte, was geschehen war, war er auf die Knie gesunken. Die Luft zwischen seiner Lunge und dem Kehlkopf hatte sich zu Zement verwandelt und kein Stück mehr bewegen wollen. Seine Lippen waren blau geworden, die Augen starr und weit aufgerissen, die Brust von einem unsichtbaren Band immer fester zusammengedrückt, der linke Arm hatte gelahmt. Kälte hatte seinen Körper durchströmt. Es war der Moment seines Lebens gewesen, in dem alles gestorben war, nur er selbst nicht. Margarete war sein einziges Kind gewesen. Und während sein Herz beschlossen hatte, stillzustehen, hatte er auf seine Hand geblickt, in der die Waffe, leicht wie ein Blatt Papier, gelegen war. Als ihn die Ohnmacht

vollends übermannt hatte, war Josef Boll wie ein Sack Mehl vornübergefallen. Dabei hatte er den rechten Arm seltsam verdreht und die Waffe unter seinem Körper begraben. Der Schuss hatte sich aus unerklärlichem Grund aus der gesicherten Waffe gelöst, während er sie in der Hand gehabt hatte. Ein Unfall, nichts weiter.

Der Funkspruch hatte den Helikopter erreicht, als er sich nach einem Einsatz bei einem Verkehrsunfall, bei dem es für die Retter nichts mehr zu tun gegeben hatte, unmittelbar über Wasserbrunn befunden hatte. Anna war gerade mit dem Verbandszeug, nach dem der Arzt verlangt hatte, aus dem Haus gelaufen, als sie die Wucht des Abwindes der Rotoren ohne Vorwarnung getroffen hatte. Sie hatte Mühe gehabt, von dieser Gewalt nicht zu Boden gedrückt zu werden. Der Pilot war in hohem Tempo eine enge Kurve geflogen und hatte dabei gleichzeitig rasch die Höhe verringert, um nun die Nase hochzuziehen und so die Flugmaschine zu bremsen und diese wenige Zentimeter über der Grasfläche für Bruchteile von Sekunden in einen Schwebезustand zu bringen, ehe er die Kufen in den Boden gerammt hatte. Die Geräusche, die der Helikopter während dieses Manövers von sich

gegeben hatte, waren Furcht einflößend gewesen. Von dem Moment, als der Arzt die Notrufnummer gewählt hatte, bis zur Landung des Rettungshubschraubers im Schlosspark waren genau zwei Minuten und sechsundvierzig Sekunden vergangen. Dies und die Anwesenheit des vermutlich erfahrensten Notfallmediziners verlieh dem Lebenslauf der Bolls zum zweiten Mal an diesem Nachmittag eine gänzlich unerwartete Wendung. Kaum hatten die Kufen den Boden berührt, waren Notarzt und Sanitäter aus der Maschine gesprungen. Mittlerweile hatten sich in einem Abstand von zwanzig Metern zueinander zwei Menschentrauben gebildet. Die Retter waren zur näheren gelaufen. Dort war Josef Boll auf den Rücken gedreht worden, Krawatte und Hemd geöffnet.

„Das ist ein Herzinfarkt!“, hatte der Notarzt noch gegen den Lärm der Rotoren gerufen, während er zusammen mit dem Sanitäter in tausendmal gemachten Handgriffen das EKG angeschlossen und einen Zugang zu den Venen gelegt hatte. „Das ist ein Herzinfarkt?!“, hatte er noch einmal geschrien, Feststellung und Frage an die Umstehenden vereinigend. „Wo ist die Schussverletzung?“

Eine verheulte, am ganzen Leib zitternde Frau

hatte zu der anderen Mensentraube gezeigt, in deren Mitte die Mutter im Gras gesessen war, die Knie zusammen, die Fersen neben dem Gesäß, die Handrücken im Gras, und die Handflächen hatten, das Göttliche fordernd, zum Himmel geblickt. Sie hatte den Mann mit dem Helm völlig apathisch mit weit aufgerissenen Augen angesehen und selbst der erfahrene Notarzt, der gemeint hatte, schon alles an Grausamkeit gesehen zu haben, was einem menschlichen Körper zugefügt werden konnte, hatte seinen Augen nicht getraut.

„Ich weiß nicht, warum ...“, hatte der Arzt, dessen weißes Hemd nun schon blutverschmiert und verschwitzt war, gestammelt, während er seine Finger an ihre Handgelenke gedrückt hatte, „aber sie hat noch Puls ... sie hat noch Puls!“

„Das ist gut“, hatte der Notarzt sich selbst, seinen Kollegen und alle anderen zu beruhigen versucht. „Das ist sehr gut.“

Offenbar war die Halsschlagader nicht verletzt worden, aber wo Nase, Mund, Wangen und Kinn gewesen waren, war: nichts. Ober- und Unterkiefer, Nasenbein und das den unteren Rand der Augenhöhlen bildende Jochbein waren praktisch zur Gänze verschwunden. Die Augen waren noch da,

aber nicht dort, wo sie hingehörten. Blut und Fleisch waren aus der Wunde gequollen, zermahlen, sodass die Luftröhre nicht zu sehen war. Während der Notarzt ein Skalpell aus seinem Koffer genommen und unterhalb des Kehlkopfes in den Hals geschnitten hatte, hatte die Mutter begonnen, stoßweise Luft in ihren Körper zu pumpen, wobei die Abstände dieser Luftschnapper rasch größer wurden.

„Ich muss die Atmung sicherstellen“, hatte der Notarzt gesagt, während er die Trachealkanüle durch das frisch geschaffene Loch in die Luftröhre eingeführt hatte. „Sie sind die Mutter?“ Diese aber war jenem Wahnsinn nahe gewesen, der den Druck im Kopf bis in unerträgliche Dumpfheit hatte ansteigen lassen, während ein sprunghaft heller werdendes Klirren in den Ohren alle Geräusche und Stimmen verdrängt hatte. Ihr ganzer Körper hatte heftig zu zittern begonnen, das Atmen hatte sie nun fast ganz eingestellt. Der Notarzt hatte dem Kollegen, der hilflos auf der anderen Seite von Margarete gekniet war, den Beatmungsbeutel, den er mit einem Schlauch an der Kanüle befestigt hatte, in die Hand gedrückt.

„Ich bin Orthopäde“, hatte sich der Arzt entschuldigt.

„Pumpen Sie, Herr Kollege“, hatte der Notarzt befohlen, während er mit der flachen Hand auf die Brust der Mutter gedrückt und sie so sanft zu Boden gezwungen hatte, nicht ohne ihren Rücken mit der anderen Hand zu stützen. Er hatte ihre Lage zu Recht als lebensbedrohlich eingestuft, und nachdem er die wichtigsten Schritte der Erstversorgung abgeschlossen hatte, hatte er festgestellt, dass er für die drei Opfer in lebensgefährlichem Zustand nur zwei Transportplätze an Bord des Hubschraubers zur Verfügung hatte. Dem Regelwerk folgend hätte er denjenigen, deren Überlebenschancen höher einzustufen waren, den Vorzug geben müssen. Die Möglichkeit, zwei Leben einigermaßen sicher zu retten, hatte demnach mehr Gewicht als die Chance, drei Menschen zu retten, welche das Risiko barg, alle drei zu verlieren. Aber seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass in solchen Situationen jene Entscheidung die einzig richtige war, die tatsächlich getroffen wurde, auch wenn sie unkonventionell war.

„Den Infarkt und die Schussverletzung nehme ich zu mir in den Helikopter. Du versorgst die Mutter, bis die anderen da sind.“ Der Sanitäter hatte die Entscheidung seines Vorgesetzten widerspruchslos zur Kenntnis genommen und der Pilot bereits die

Turbinen wieder gestartet. Also hatte sich der Helikopter mit Vater und Tochter an Bord wieder in die Luft erhoben und schon wenige Minuten später das Krankenhaus in der nahen Hauptstadt erreicht, das einen erstklassigen Ruf bis weit über die Grenzen des Landes hinaus genoss. Die Mutter, deren Zustand zwar stabilisiert worden war, sich aber nicht gebessert hatte, war ungefähr fünfundfünfzig Minuten später mit einem Krankenwagen ebenfalls in diese Klinik gebracht worden.

Dank der präzisen Vorabinformationen, die der Notarzt noch aus der Luft übermittelt hatte, war in der Klinik eine kleine Armee an Ärzten aufmarschiert. Die Behandlung des Infarkts war zwar aufgrund des Namens Boll keine reine Routine gewesen, der Großteil der Ärzte hatte sich doch der außergewöhnlichen Schussverletzung gewidmet. Erst als die beiden Patienten in rollenden Betten hinter den automatischen Toren zu den Operationssälen verschwunden waren, hatte sich der Adrenalinpiegel des Notarztes wieder langsam zu senken begonnen. Er hatte richtig entschieden, dennoch hatte er jetzt an dieser Entscheidung zu zweifeln begonnen, als er den Helm abnahm und den Schweiß roch.

Bei dem Verkehrsunfall hatten sie nichts anderes

mehr tun können, als den Bestatter seines Amtes walten zu lassen. Ein Sattelschlepper hatte den Kleinwagen einer dreiköpfigen Familie an einer Kreuzung erfasst und gegen einen Baum geschleudert. Die Insassen waren sofort tot gewesen. Hatte er am Ende nur die eigene Eitelkeit befriedigen wollen? Hatte er, als ihn der zweite Notruf erreichte, nur sich selbst beweisen wollen, dass sein Wille stark genug war, um der Willkür eines Schicksals Einhalt zu gebieten? Und wenn dem so war, hatte er überhaupt das Recht dazu gehabt oder war er am Ende immer schon ein Teil dieser Zufälligkeit gewesen? War wirklich alles so egal?

Der starke Wind der Rotoren hatte das ohnehin schon entstandene Chaos in ein Schlachtfeld verwandelt, die Einsatzfahrzeuge waren um das Haus herumgefahren und hatten tiefe Spuren in den Rasen gegraben, die Gäste waren abgezogen und Anna war auf einmal ganz allein gewesen zwischen den Scherben, den Mayonnaisebrötchen und Hühnerkeulen. Dort, wo Margarete gelegen war, war das Gras niedergetreten und blutig. Eine Katze aus der Nachbarschaft, die schon seit geraumer Zeit immer wieder durch den Schlosspark streunte, hatte sich über die Essensreste hergemacht.

Die Wochen nach diesem Ereignis waren von Unsicherheit gekennzeichnet. Das Leben von Margarete hing an einem seidenen Faden und auch ihre Eltern waren überdurchschnittlich lange unter intensivmedizinischer Beobachtung. Die Boll-Werke wurden von Albert Hager, der rechten Hand von Josef Boll, weitergeführt. Hager war ein knochenrockener Pragmatiker mit der Fähigkeit, Situationen ausschließlich analytisch zu bewerten und sein Handeln diesen Erkenntnissen vollständig zu unterwerfen. Er war etwas abseits gestanden, wie er es meistens tat, wobei er niemals dem Geschehen den Rücken zuwandte. Als die erste Unruhe zu vernehmen gewesen war und seine Gesprächspartner sich bereits von ihm abgewandt hatten, hatte sich die Aufmerksamkeit aller nun auf Agnes gerichtet, die auf der Terrasse eben den Teller hatte fallen lassen. Doch Hagers Augen waren bereits über die Menge gestreift, um das zu entdecken, was in diesem Moment von Bedeutung war: Josef Boll, der fassungslos auf die Waffe in seiner Hand gestarrt hatte und dabei war, auf seine Knie zu sacken. Während das Durcheinander größer geworden war, war Hager am Rand der Menschenmenge nach vorne gegangen, um sich dann von der Seite her dem vornüber-

gestürzten Josef Boll zu nähern. Das Maß seiner Schritte, die Geschwindigkeit seiner Bewegungen, alles war in einer so großen Vollkommenheit aufeinander abgestimmt, dass niemand bemerkt hatte, wie er in dem Augenblick, als Boll von einem Helfer auf den Rücken gedreht worden war, sich ein wenig nach vorne gebeugt hatte und, mit der linken Hand sein Sakko zuhaltend, mit dem sich in die Länge streckenden rechten Arm, ohne eine andere Person zu berühren, die Waffe aufgehoben und in seine Jacke gesteckt hatte. Dann war er, wiederum dem Rand der Menschenmenge entlang und außen ums Schloss herum, zu seinem Wagen gegangen.

Als sich der Hubschrauber über das Anwesen gesenkt hatte, war Hager bereits unterwegs in die nahe Fabrik gewesen, wo er zuerst die Waffe in einem Safe verstaut, anschließend zwei Telefonate geführt und bereits mit dem ersten sichergestellt hatte, dass die Untersuchung nicht der normalen Kriminalpolizei, sondern der Staatspolizei obliegen würde, hatte es sich doch um eine Angelegenheit mit einem übergeordneten Sicherheitsaspekt von nationalem Interesse gehandelt. Die Boll-Werke exportierten ihre Waren in alle Welt, die Modelle „Marder“ und „Otter“ waren die am meisten verwendeten Polizei-

waffen weltweit. Hager war der Einzige, der in so einem Augenblick die Tragweite von Fehlern hatte einschätzen können. Um die anwesenden Gäste hatte er sich nicht kümmern müssen, sie waren ohnehin alle auf Diskretion bedacht und pflegten das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen. Also hatte sein zweites Telefonat dem Herausgeber der auflagenstärksten Zeitung des Landes gegolten, dem er unaufgefordert von Margaretes Unfall und dem Herzversagen von Josef Boll erzählt und dabei nur wenige Details verschwiegen hatte. Ungefähr zehn Jahre zuvor hatten Boll und Hager die strategische Entscheidung getroffen, nicht nur den Firmensitz, sondern auch die Produktion in dem verhältnismäßig kleinen Land zu belassen, obwohl es sehr lukrative Angebote aus anderen Ländern gegeben hatte, vor allem was Steuerbefreiungen und Subventionen betraf, hinter denen sich natürlich andere Interessen verbargen. Ein wichtiger Grund für diese Entscheidung war gewesen, dass die Verflechtung von Politik und Medien hier sehr einfach zu überblicken und leicht zu kontrollieren war. Mit zwei Telefonaten war die gesamte Elite des Landes in groben Zügen informiert und das Einverständnis darüber hergestellt gewesen, dass diese Vorkomm-

nisse für eine breitere Öffentlichkeit nicht von Interesse waren. Was Hager allerdings nicht wusste, war, dass dies nicht das einzige Modell der Waffe war.